



«Komik und Katastrophe sind sich sehr nahe»

Mit seinen poetischen Pantomimen und seinen Seifenblasen auf der Bühne und im Zirkus ist der St. Galler Clown Pic berühmt geworden. Auch nach über 6000 Vorstellungen hat er die Lust am Spiel und am Geschichtenerzählen mit und ohne Worte nicht verloren.

Von Martin Hauzenberger, mit Bildern von Bernard van Dierendonck

W

orum geht es in Ihrem aktuellen Programm «Komische Knochen»?

Das sind kurze Geschichten – die Form, die mir liegt. Geschichten über das, was mir im Leben auffällt.

Haben Sie eine Form gefunden, die Sie körperlich nicht mehr so stark fordert? Ich war zur Umstellung gezwungen, sonst hätte ich mit dem Älterwerden den Beruf aufgeben müssen. Aber er ist mein Leben.

Kommen so andere Erfahrungen an die Oberfläche? Ich kann andere Geschichten erzählen, die in der clownesken, stummen Form nicht möglich waren. In der Kindheit wäre es ohne Komik nicht gegangen, sie half mir, Abstand zu gewinnen.

Gilt das nicht für viele grosse Clowns? Ja, das sagt man. Es gibt ja die Geschichte vom Clown, der zum Arzt geht und sagt: Mir geht es so schlecht. Und der Doktor sagt: Dann gehen Sie doch mal in die Vorstellung dieses grossartigen Clowns. Und der Clown sagt traurig: Der bin ich ja selbst. Diese Geschichte erzählt man eigentlich

von allen Clowns. Komik und Katastrophe sind sich sehr nahe – solange beim Clown die Menschlichkeit nicht zu kurz kommt. Das fällt mir heute bei vielen Comedians auf, bei denen ich nicht warm werde, weil mir die Menschlichkeit fehlt. Mich hat es nie interessiert, jemanden zu denunzieren. Das ist für mich nicht komisch, das interessiert mich nicht. Das Leben ist grausam genug.

Sie sind auch nicht der Clown, der anderen Streiche spielt. Genau. Im klassischen Clowntrio ergibt das Sinn, weil es gegen die Autorität geht, gegen die Macht. Auch bei Dick und Doof ist die Macht klar verteilt. Aber mein langjähriger Bühnenpartner Pello und ich versuchten, demokratisch miteinander umzugehen. Das ist viel schwieriger. Wenn der Eingebildete stolpert, ist das viel komischer.

Wussten Sie schon früh, dass Sie Clown werden wollten? Ja. Meine Kindheit wurde überschattet durch die Krankheit meines Vaters, die eine grosse Trauer und Verzweiflung in die Familie brachte. Da war es wie ein grosses Geschenk, ein Glück, im Zirkus Pilatus in St.Gallen dieses

Clowntrio zu sehen. Sie eröffneten mir einen Traum. Ich weiss nicht, ob es ihre Komik war oder die Farbigkeit, die Sinnlichkeit. Jedenfalls kam ich nach Hause und sagte: So etwas möchte ich auch machen. Die Figur des Clowns überwindet ja die Trauer über das Elend dieser Welt.

Was sagten Ihre Eltern zu Ihrem Berufswunsch? Sie nahmen meinen Traum ernst. Mein Vater, der als Kunstmaler ja selber freischaffend war, sagte mir auch nie, ich müsse zuerst «etwas Rechtes» lernen. Erst als ich nach Paris an die Mimeschule Lecoq gehen wollte und wir kein Geld hatten, musste ich überlegen, wie ich das finanzieren könne. Also gab ich nach dem Lehrerseminar Schule – drei Jahre lang. Dann sagten mir einige Kollegen: Willst du die Pensionskasse wirklich aufgeben? Das habe ich getan – aber jetzt finde ich es herrlich, dass wenigstens die AHV kommt.

Sie haben schon zu Hause viel Künstlerisches mitbekommen... aber auch das Dramatische, das Tragische dieses Be-

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 30

rufs, das Existenzielle. Mein Vater musste eine sechsköpfige Familie ernähren – in einer Zeit, in der die Kunst, zumindest hier in St. Gallen, nicht viel zählte. Er hatte ein Schaufenster im Haus an der Spisergasse, in dem wir wohnten. Dort stellte er seine Bilder aus. Einmal zeigte er ein Bild mit einem sehr dicken Pfarrer und einem sehr dünnen Kunstmaler. Viele Kirchgänger gingen an diesem Bild vorbei. Da gab es natürlich Proteste, und meiner Mutter war es gar nicht recht, und wir hatten ein wenig Angst.

Hat jemand das Bild gekauft? Nein, nein.

Gaben Sie gerne Schule? Entscheidend für mich war, dass sowohl die Schüler als auch ich Spass am Unterricht hatten. Ich hatte immer das Gefühl, dass in der Schule der Körper gegenüber dem Geist vernachlässigt werde. Wenn man etwas dramatisieren, darstellen kann, kapiert man es viel besser. Deshalb gingen wir jede Stunde einmal ins Freie. Für mich war es eine der glücklichsten Zeiten meines Lebens. Ich ging jeden Tag gerne zur Schule.

Und nach der Mimenschule Jacques Lecoq in Paris begannen Ihre Auftritte? Nein, die hat-

te ich schon vorher. Ich begann als Pausenfüller in Beizensälen zwischen den Auftritten der Bands. Das war nicht einfach. Ich zeigte Pantomimen. Die hatte ich autodidaktisch entwickelt.

Und Ihre «richtige» Karriere begann in der St. Galler Kellerbühne? Ja, da durfte ich mit 19 Jahren erstmals auftreten und spürte nach den Auftritten an Schülerfesten und in den Beizensälen zum ersten Mal, dass ich das Publikum erreichte. Das machte mir Mut, dass die Leute plötzlich dort lachten, wo ich es erwartet hatte. Für diese Auftritte hatte auch eine langjährige Zusammenarbeit mit meinem vier Jahre älteren Bruder Fritz, dem Journalisten und Schriftsteller, begonnen.

Wer waren Ihre Vorbilder? Mimen wie Marcel Marceau zum Beispiel. Aber das ganz grosse Vorbild war Charlie Chaplin. Der brachte einen zum Lachen und konnte einen gleichzeitig gefühlsmässig berühren. Karl Valentin war auch sehr wichtig: das Abgründige der Komik. Und der Franzose Pierre Etaix. Sein Film «Yoyo» lief damals in St. Gallen eine Woche lang im «Corso», und ich war jeden Tag im Kino. Das ist eine Komödie mit einem so

leisen, feinen Humor, dass sie mich ganz einfach verzaubert hat.

Sie sind Fussballfan und spielten selbst für den FC St. Gallen, bis eine Knieverletzung Ihre Karriere beendete. Ja, meine letzten Spiele waren mit den Zirkusteams FC Roncalli und FC Knie. Beim FC Knie war manchmal der berühmte Uli Stielike – auch er mit «Knie-sorgen» – dabei. Er sagte mir nach dem Spiel: Jetzt muss ich wieder eine Woche büssen. Das hat mich ein wenig getröstet.

Sie haben 1975 mit dem Pic-o-Pello-Zirkus in St. Gallen etwas ganz Besonderes auf die Beine gestellt. Die Stadt hat sogar einen Platz nach Ihnen benannt, weil Sie ein Quartier vor dem Untergang durch eine Umfahrungsstrasse gerettet haben. Wie ist Ihnen das gelungen? Diese Südumfahrung wäre hundert Meter vom Klosterplatz entfernt gebaut worden. Der Klosterbezirk wäre niemals Weltkulturerbe geworden. Auch das Jugendstilfrauenbad auf Dreilinden, in dem wir 1979 als eine Art von Bürgerinitiative mit einem Wasser-Variété-Circus gespielt haben, wäre abgerissen worden.

Hat denn Ihr Zirkus so viel Aufmerksamkeit geweckt, dass man die Umfahrungsstrasse

« Der Zirkus hat etwas Anarchistisches: Er wird immer wieder abgerissen und an einem andern Ort neu gebaut. »

aufgegeben hat? Ich hatte in Paris das Festival Boulevard Montparnasse gesehen, ein riesiges Strassentheater. Das war wie eine Offenbarung – nicht vor einem «geschlossenen» Publikum in einem Theater zu spielen, sondern für alle auf der Strasse und mit so viel Lebendigkeit. Das gab es damals in der Schweiz noch nicht, die «Zampanoos» kamen erst später.

Wie haben Sie das nach St. Gallen gebracht? In diesem Quartier neben dem Kloster hatte ich mein Atelier, wie einige andere Künstler. Auch die Kellerbühne war dort zu Hause und das Restaurant Splügen, unsere Quartierbeiz. Dann hörten wir von den Strassenplänen. Ein Strassentheater war die Möglichkeit, darauf aufmerksam zu machen. Schliesslich machten über

hundert Leute mit: ein Orchester mit klassischen, Guggen- und Jazzmusikern. Pello balancierte auf dem Hochseil zwischen zwei Häusern. Die ältere Frau Loser, «Serviertochter» im «Splügen», spielte das Nummerngirl – aus dem eigenen Schlafzimmerfenster. Spitzenschwinger Erich Ledergerber trat als Kraftmensch im Tarzankostüm auf. Der Zirkus wurde zum Stadtgespräch, eine Euphorie breitete sich aus. Eine Westschweizer Zeitung schrieb von einer «révolution culturelle à Saint-Gall». Und die Strasse wurde nicht gebaut.

Wie war das Wanderleben im Zirkus, bei Roncalli und bei Knie? Es war oft sehr streng, weil es nie ein Wochenende gab, keinen freien Tag, vor allem, wenn es gut lief. Dann wollen Zirkusdirektoren keine Pause. Die ersten drei Jahre ab 1980, nach der «Wiedergeburt», die vor allem auch dank der Hilfe von Emil gelang, war Roncalli in Deutschland immer ausverkauft, zweimal am Tag. Und Pello und ich spielten acht Nummern pro Vorstellung. Ich konnte gar nicht mehr hinschauen: diese Menschen-schlangen. Wenn man jeden Tag zweimal spielt, wird man auch ein wenig dümmer, weil man sich zu wenig für anderes interessieren kann. Der Riesenerfolg war aber

auch ein einmaliges Erlebnis nach zehn Jahren Kleintheater. Und dass im «Spielgel» oder im «Stern» über die Arbeit berichtet wurde, war schon sehr schön.

Und der Clown gehört in den Zirkus ... Als Forum ist der Zirkus am schönsten. Er hat auch etwas Anarchistisches: Er wird immer wieder abgerissen und an einem anderen Ort neu aufgebaut. Am Schluss liegt nur ein wenig Sägemehl herum. Und für Steuerämter ist man gar nicht so leicht zu erreichen. In den letzten zwei Jahren hatte ich bei Roncalli im Wohnwagen sogar eine Badewanne. Wenn meine Tochter zu Besuch kam, legten wir ein Brett auf die Badewanne, das war dann ihr Bett.

Ihre Tochter ist Juristin. Kann sie Sie beraten? Ja, sie hat mir ausgerechnet, dass ich aus Deutschland eine Altersrente zugute habe. Die wurde eben erhöht: um zwei Euro auf 166 Euro monatlich. Das ist super.

Können Sie vom Clownsein gut leben? Das war für mich zum Glück nie ein Problem. Ich musste nie Angst haben. Ich bin so aufgewachsen und habe immer versucht,

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 32

meinen Lebensstandard tief zu halten. So musste ich nie Engagements annehmen, die ich nicht wollte. Ich habe etwa darauf verzichtet, für die Werbung zu arbeiten, obwohl ich sehr verlockende Offerten hatte. Das kam für mich nie infrage: Geschichten zu erzählen und damit gleichzeitig für ein Produkt Werbung zu machen.

Sie haben in Interviews gesagt, dass Ihnen die Knochen wehtun. Das scheinbar lockere Clownsein ist harte Arbeit. Wie ist das, wenn man älter wird? Es kommt immer wieder etwas, von dem man noch nicht weiss, dass es einem wehtun kann. Im Zirkus war es eben wirklich hart: Im Wohnwagen zieht es, und es gibt keine Zeit zur Erholung.

Gibt es beim Älterwerden auch erfreuliche Entdeckungen? Die gibts auch. (*Überlegt lange.*)

Ich fühle mich genauso alt, wie ich bin, wie 67 Jahre. Man muss sich halt darauf einstellen,

« Es ist ein grosses Geschenk, dass ich das Lesen für mich neu entdeckt habe. »

len, dass körperlich vieles nicht mehr möglich ist. Dafür freue ich mich an allem, was noch geht. Jetzt habe ich Freiraum für Dinge, denen ich noch nicht begegnet bin. Ich habe früher nicht

sehr viel gelesen, und jetzt ist es ein grosses Geschenk, dass ich das Lesen für mich entdeckt habe. Ich höre ganz anders hin auf die Sprache und entdecke, was da alles dahintersteckt, das mir bisher zu wenig bewusst war. Es gibt so viele gute Schriftsteller, die Welten eröffnen. Wenn man das nicht schon früh kennengelernt hat, ist es ein doppeltes Geschenk.

Beim Fixieren des Interviewtermins schrieben Sie mir, wie schön es sei, dass Sie jetzt nach den langen Zirkustourneen im Sommer länger in Südfrankreich bleiben könnten. Gehört auch das zu den Vorteilen? Voilà! Früher hatte ich nie Sommerferien. Die geniesse ich jetzt umso mehr. Ich bin jetzt seit 16 Jahren mit meiner Frau, einer Kindergärtnerin, zusammen. Sie begleitet mich oft zu meinen Vorstellungen, und ich geniesse es sehr, dass wir auf der Heimfahrt darüber sprechen können. Auch das Malen ist mir sehr wichtig. Ich konnte damit schon immer auch andere Geschichten erzählen als auf der Bühne. Es ist Entspannung und Therapie. Das geht auch gut, wenn man älter wird. Man braucht fast nichts dazu, man kann auf einer Zeitung malen mit einem simplen Wasserfarbenkasten. Und wenn es mir nicht so gut geht, versuche ich

irgendetwas zu singen, obwohl ich es nicht gut kann. Das ist für mich heilsam.

Nicht nur das Publikum hat Ihre Kunst anerkannt, sondern auch die «offizielle» Öffentlichkeit. Sie erhielten 2002 den Kulturpreis der Stadt St. Gallen, 2010 jenen des Kantons. Und Sie haben in Ihrer Stadt Ihren eigenen Platz. Hat Sie das stolz gemacht? Ja, das war schön. Das ist natürlich auch Glückssache. Es gibt ja viel Gutes in der Kulturszene.

Ihnen ist es gelungen, das Gute so darzustellen, dass es ein grosses Publikum gefunden hat. Das macht auch Mut. Denn die Zweifel sind trotzdem da, die gehören zum Beruf des Künstlers: dass man sich infrage stellt und immer wieder Angst hat.

Haben Sie auch Angst vor dem Tod? Ich beschäftige mich schon lange damit. Meine Seifenblasenszene ist ja eine Geschichte über die Vergänglichkeit. Ich finde es absurd, dass wir gehen müssen, und freue mich gar nicht darauf, aber Angst davor habe ich nicht. Ich glaube, Woody Allen hat über den Tod gesagt, er sei dagegen. Ich finde, der Vorgang des Sterbens werde überschätzt. Das tönt vielleicht frivol, aber in der Gewichtung des Lebens ist

das nur einer der vielen Momente. Vielleicht täusche ich mich da gewaltig.

Stellen Sie sich diesen Moment vor? Natürlich hat man keine Ahnung, was geschehen wird, und denkt nicht gerne daran. Vielleicht kommt es ja schlimm heraus. Aber wenn ich an Dimitri denke: Das ist ein wunderbarer Tod, so sterben zu können. Sich einmal kurz hinzulegen und nicht mehr aufzustehen – mitten aus dem Leben. Am Abend zuvor hatte er noch eine Vorstellung. Wir sahen uns im Frühling noch an der Knie-Premiere, und er war so lebendig, so gut drauf und der liebenswürdige Kollege, der er immer war. Er war es übrigens, der den Clown ins Theater zurückgebracht hat. Und er öffnete den Circus Knie für alle Kollegen, die dort aufgetreten sind. Ich war mit 17 Jahren in einem Sportlager in Tenero und sah ein Plakat von Dimitri. Da machte ich mich am Abend heimlich davon und sah ihn in Ascona in seinem Kellertheater. Da gab es einen Moment, der einfach magisch war, einen Moment zwischen dem jungen Dimitri und dem Publikum: Die Zeit stand still. Das habe ich so später nie mehr erlebt. Ich weiss nicht, was es war. Chapeau, Monsieur Dimitri.

Ein Leben für die Poesie

Richard Hirzel alias Pic wurde am 11. März 1949 in Kreuzlingen TG geboren und wuchs in St. Gallen als jüngstes von vier Kindern des Kunstmalers Fritz und der Schneiderin Elsi Hirzel-Stadelmann auf. Drei Jahre als Lehrer, zwei Jahre Ausbildung an der Theaterschule Lecoq in Paris. Langjährige Zusammenarbeit mit seinem Bruder Fritz. Viele Auftritte in Schweizer Kleintheatern, ab Anfang der 1980er-Jahre im Zirkus Roncalli und zwei Saisons mit dem Circus Knie. Berühmt wurde Pic mit der poetischen Nummer, in der er mit riesigen Seifenblasen arbeitete. Er machte sich auch als Maler einen Namen. Pic spielte in seiner Karriere rund 6000 Vorstellungen. 2018 feiert er das 50-jährige Bühnenjubiläum. 2002 Kulturpreis der Stadt St. Gallen, 2010 Grosser Preis der kantonalen St. Galler Kulturstiftung. Richard Pic Hirzel hat eine erwachsene Tochter Jil und lebt in St. Gallen mit der Kindergärtnerin Pascale Nold nahe bei dem nach ihm und seinem Clownpartner benannten Pic-o-Pello-Platz.